

Die Heimat

Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark

Das alte Gesicht des Oderbruchs

Wie es vor bald 200 Jahren ein neumärkischer Geistlicher kannte, sah und beurteilte

Ein Geistlicher, dessen Wiege in der Neumark gestanden und der später in Stargard in Mecklenburg lange Jahre amtierte, hat die nachstehend wiedergegebene interessante Schilderung des Oderbruchs, die er im Jahre 1765 — also vor 170 Jahren — niedergeschrieben, hinterlassen:

„Das Oberkrum, das ist um unglaublichem
durchsetzt, sowohl jedem zu Wasser, als
auch, nachdem es überbar gemacht, zu Lande,
ist eine niedere Stredie Landes zwischen den
geteilten Oberstrecken, 6 bis 7 Meilen lang
und 1 bis 2 Meilen breit, zwischen Küsten
und Wiesen, ja bis Freienwalde. Der stärkste
Strom der Ober geht unweit Breyen vorbei
und wendet sich von da nordwärts gegen die
Neumark, wo er sich unweit Freienwalde mit
dem andern, auch ziemlich starken Strom der
Ober, der an die Neumark spült und ziemlich
hohe Berge und Ufer an seiner nördlichen
und nordöstlichen Seite hat, wieder vereinigt.
Was zwischen diesen beiden großen Stromen
lag, und weiter gegen Süden, von dem
Haubachstrom zu rechnen, war ein sehr
großes hin und her seines Ufers, hier
mit vielen kleinen Stromen durchsetzt,
als Armen des Obers, hier das Bruch
und war lauter Wiesenlands mit -8 Dörfern
versehen, Meek, Meek, Trebbin, Trebbin, Groß-
baaren, Kleinbaaren, Bujtrow und Altmüritz
genannt. Oberbar war bei diesen Dörfern gar
nicht, sondern nur Brieseweg, Biebeweide und
Bisfelser. Letztere ging das ganze Jahr hindurch.
Die Biebeweide diente zu Martini.“

in des Bistern bei Weihnachten, weil das Gras niemals vom Vieh zu verzehren war, in den Koppeln und Feldweiden, und mancher Fischerknüdel faulste um Johannis – denn alsbald war das Wasser meistens erst verlaufen – 10 bis 20 Ochsen und trieben erst gegen Weihnachten nach Berlin. Die Börder lagen dann einem Haufen mit im Schneien und Substanz, wenn sie genügend Walle von Subdinger Häuslern um sich her, die ihnen Schuh wider Wind, Wetter und Wasserfluten im Winter und Frühling und zu Kirchtagen im Sommer dienten. Den übrigen Dörfern waren sie aus Eis oder ins Wasser und ließen ihn mit der Ober wegtreiben. Von einzeln liegenden Häuslern ist mir nichts bekannt. Ein Feuerbildung und sonderlich im Mai pflegte die Ober die ganze Nacht überzurichten, so daß doch gewöhnlich das Wasser die Börder durchdrückte und niemand anders als mit Schäumer an dem öbern kommen konnte.

Dies Oderbruch ist nun urbar gemacht,
denn

1. ist dem Hauptstrom der Oder ein schnellerer Fall verschafft, indem er von Giezen eine halbe Meile durch einen Kanal durch Niedersaaten unterhalb Oderberg durchgelassen ist, wo er sehr schnell durchströmt,

hne die drittehalb Meilen bei Freienwalde, Niederfinow und Oderberg vorbei zu schleichen.

2. Die gedachten beiden Oberströme sind mit hohen Deichen eingewängt, die sie doch einzigmal durchbrochen und überstiegen, alle Binter aber viel Unterwasser gegeben haben, welches in der Altmarkischen Wüste „Auf-

„**ualen**“ heißt. Doch wird alles sofort restauriert und der Raum des Deiches jährlich erhöht.

4. Den alten Bräugittern ist ihr nötige Platz zum Alsterbau, Viehweide und Heuwiesen zugemessen worden, der übrige Platz bei ihnen genommen und neue Dörfer, deren wohl 20 Städte indigen, sehr regulär angelegt. Die meistens von abgelegten und verfallenen Siedlungen entstehenden Dörfern sind mit dem Erwerb des Landes angelegt und mit Siedlungsschichten besetzt. Ein großer Teil der Siedlungen besteht aus einer einzigen Straße, die auf beiden Seiten, damit sie von den heranwachsenden Bäumen mehr Freiheit bekommen, — so haben teils die neuen Dörfer schon mehr als einmal bei durchgerissenen Bäumen und zerstörten Wegen eine neue Straße erstanden, — so dass man nicht mehr an die Bäden der Häuser gestützt, für die sie aufgestellt waren, denken mussen. Denn die Dörfer sind nicht so reichend, als die Esse, daher dann auch ihre Lebenseinwohnungen nicht so heftig sind und ihr alsdann Schaden tun, wenn Stürme das

Die eingediebene Oder dürfte wohl mit der Welt der Bißche in der Ultimär ähnlich werden, aber noch ist er es nicht. Er befindet sich unter strengem Erdbevölkerung, von lauter eingezwängten Neubewohnerinnen der Oder und verzwammten Graße lagenweise entstanden. Diese Bögen sind schwarz, braun, grün und weißlich, ebenso wie die Bögen, die sie tragen. Ein Kardeß einziger dient dem Betriebe noch, und zwar der Hirsch, sehr fein, ohne seine rostigen Körner in die Lederhose. Doch besitzt jeder Hirsch zu Jahr. Zu den ersten Jahren gehören bloß fast gar kein Weiß, sondern lauer Kleie; und die Gerste taugte gar nichts zu Mats, weil es sauter Lagerkorn gewesen war. In Hola fehlte es den neuen Dörfern sehr, wunderlich zu den Dauten; da mußten sie aus anderen entlegenen Heiden holen. Die Wege auf den Deichen sind fundlos und Jahrein großmös. Man beplast-

nunmehr nicht nur die Deiche, sondern alle Wege in der Ebene mit Weiden, um d. Mangel des Holzes, sowohl zur Bezäunung der Gärten, als auch zur Feuerung zu sezen."

Soweit der Bericht des Karrers, der nicht ein guter steiner des Übertrags, sondern ein minder objektiver Beurteiler der Geschäftswelt ist, auf dem Neuland der Gewerbe zu sein scheint. Zu winnigen wäre nun, wenn er solche wie alle seine Zeitgenossen die das Bruch mit urbar machen hoffen; oder in den ersten Jahren seiner Regierungsführung unter großen Mühen und Sorgen behaupten, dass das großzügige Kolonisationswerk Friedrichs des Großen heute einmal stehen und durchwanden! Sie würden in dem blühenden Land mit seinen schmuden Dörfern, grünenden, blühenden und gute Frucht tragenden Feldern Biesen und Weiden das einzig Bruch nicht wiedererfennen; mit stauender Bewunderung würden sie auch das technisch Wunderbare, das grandiose Schiffsbauwerk bei Niederfinow, betrachten, das nationalsozialistische Taufrecht vollendete; und schließlich würden sie auch staunen über die heile so frohgemut im Bruch wohnenden und werbenden Menschen, denen im Dritten Reich unter der fürsorglichen Hand Adolf Hitlers und seiner getreuen Helfer ihre Scholle neu geschenkt worden ist — auf der eine neue Generation mit neuen deutschen Idealen heranwächst!

W. F. Zimmermann-Marißfelde

Vom Münzwesen der Mark Brandenburg

Alte Prägestäbchen auch in Goldim
und Königssberg

Wie aus allen geschildigten Gebieten hat die Mark Brandenburg auch eine reiche Vergangenheit hinsichtlich ihrer wöhrungspolitischen Vergangenheit zu aufzuweisen. Die Zahl der Brätekerechtigkeiten wie die der im Umlauf befindenden Münzen waren vor dem Ende der

Der eingeborene Uder dürfte wohl mit der Zeit der Wölfe in der Ultimur ähnlich werden, aber noch ist er es nicht. Er befiehlt aus auerst strengem Gebiete, von lauter eingeschlossenen Neberschwemmungen der Oder und ver schwemmten Graße lagenweise entstanden. Die Bögen sind schwarz, braun, gelb und weißlich, ein Farbe, welche einige dichten, aber breite, freilich auf dem Gebiete noch zu findende Bäume aufweist. Der Schmiede noch ist sehr zahlreich, und steht noch keine recht vollige Römer in die Lehren. Doch befreit sich der Sage Jahr zu Jahr. In den ersten Jahren gab es dagegen fast gar kein Wehl, sondern laufender Kleie; und die Gerste taugte gar nichts zu Malz, weil es lauter Lagergras gewesen war. In Holza fühlte es den neuen Dorfmeister sehr, wunderlich zu den Bauten; das müssen sie aus andern entlegenen Heiden herholen. Die Bogen auf den Deichen sind Jahrzehnte und Jahrzehnte gründlos. Man beplastigt gewesene Münsjorien war im Laufe des Jahrhunderts sehr unterschiedlich und ungleich groß. Mitunter hatte ein wahnsinniger Wirtsmann einen gegenwärtigen Land dann, wenn man sie für unbrauchbar hielt, dass die eine über dem anderen Gebilde minderwertig war und in seinem Rennwert auch nicht in entfernter Entfernung stand. Dann konnte es leicht vorkommen, dass man trotz eines vollen Beutels auch nicht die kleinste Menge Baren einzubringen konnte, weil Krämer oder Handwerker die Annahme des „Schmiedes“ verweigerten.

Interessant ist es, zu wissen, wer schließlich das Prägerrecht besessen hat. In Erfurt sind natürlich die Lan des herren, in Linz in der Regel recht großer Geldbesitzer und daher ihre „Linzmeister“ und deren Verwaltung, oft über Gebiete, die Antipoden namen, Maßgau und die Münszen hießen unter anderem bestanden. Stendal, Branau, Brandenburg, Salzwedel, Berlin, Koblenz, Prenzlau,

lau, Spandau, Gaben, Kyritz, Königslberg, N. M., Goldin, Berleburg und Frankfurt a. O.

Bon den märkischen Städten haben — entgegen vielfach anders lautenden Behauptungen — die meisten ein Prägereticht nicht besessen. Städtische Münzen sind nur nachzuweisen in Salzwedel, Gaben, Beestom, Berlin, Frankfurt, Küstlin, Stendal und Spremberg.

Aber auch geistliche Herren haben keinen Antrag daran genommen, sich mit einem so weltlichen Ding, das doch das Geldmachen nur einmal ist, zu befassen. Nachweislich haben sie eigene Prägeschäfte gehabt in Salzwedel, Havelberg, Lebus und Brandenburg.

Und schließlich waren auch noch viele märkische Edelleute am eigenen Münzengesetz berechtigt; so z. B. die von Plotho, Friedla, Lindom, Alpinus, Schleburg, Alnseleben, Buttitz, Kotzenbus und Dahme mit ihren Prägeähnlichkeiten in Kyritz, Friedla, Alt-Huppin, Beestom, Kotzenbus und Dahme.

Die brandenburgische Münzkunde stellt also wahrlich kein kleines und leichtes Forschungsobjekt dar, und über manchen alten Münzenfund aus der sogenannten Denar- und Brakteatenzeit (1150—1415 etwa) und vielleicht aus noch späterer Zeit hunderten sollen sich die Gelehrten heutigen Tages noch nicht einig sein.

In diesen kleinen münzgeschichtlichen Streichen steht übrigens sehr gut der Stralsunder Pfennigrieg, eine merkwürdige Münzfazie, die sich 1407 zugriffen hat und ein helles Schlagnicht auf das zuvor Geschildert zu werfen geeignet ist. Damals sollte Straßburg nämlich keine Aufmerksamkeit lassen, die um ein Drittel geringer waren, als die eingesogenen alten Münzen gleicher Sorte. Darüber war besonders die Geistlichkeit, die viel solcher Aufmerksamkeit vereinahmt, sehr verbrausen. Als eine Bewährung des Oberpfarrers des „tolten Conventu von Bonon“, beim Rate der Stadt nichts fandste, ließ er aus den schlechten Pfennigen einen Kessel schmieden. Dann zog er aus seiner Stadt, verband sich mit dem von ihm aufgewiesenen Abel, legte sich „mit 300 Pfennigen“ vor die Stadt und missachtete alle Bürger, die er erwischen konnte. Als Antwort darauf sperrten die Bürger die in der Stadt noch anwesenden Parzer und Kaplanen in eine Scheune und drohten, diese in Brand zu setzen. Nur mit Mühe konnte dieses Schreckensgerüst vertrieben werden, aber drei Unterpräster wurden doch auf dem Neuen Markt verbrannt — mußten so für die Unlauen ihres Oberpfarrers büßen. Bonon aber ging nach Rom und bewirte, daß Straßburg in den Hahn kam, in dem es sieben Jahre bleiben müste. Zur Löfung mußte es am Schweriner Dom eine Bürgertafel bauen.

W. Fr. B.

Marienwalde

Aus der Geschichte eines neuägyptischen Klosters

Wer weiß heute noch etwas von einem Kloster Marienwalde in der Neumark? Königt sich auch die letzten Spuren jener einst so mächtigen und reichen Eisenherren-Niederlassung mitten im Lande zwischen Wörlitzberg und Arnswalde verloren, und nur in der Geschichte bleibt die Erinnerung an jene bedeutende Kulturfähigkeit des frühen Mittelalters lebendig. Sie etwas aufzurütteln und eine Jahrhunderte alte Zeit noch einmal zur Gegenwart zurück zu lassen, soll der Fried der nachfolgenden Seiten sein.

Man schrieb den 17. September 1286 — den Lambertustag. Da ritten schon am frühen Morgen, von ihrem Jagdschloss Tantow kommend, die Markgrafen Konrad und Otto aus dem Geschlecht des Askanier durch die schon herbstlich gefeldete Tantower Heide auf Friedberg zu, um dort einen Landtag abzuhalten. Konrad — er führt in der Geschichte den Beinamen „Der Süßdabe“ — und gilt u. a. auch als der Gründer von Frankfurt, Landsberg, Friedberg und Königsberg — hatte Wichtiges vor: die Gründung eines Mönchs Klosters als Vollwert des Deutschen und als Festung der christlichen Kultur im Osten — im kulturstolzen, heidnischen Wendelande.

Friedberg war bald erreicht. Dem kleinen Orte, damals noch in den Anfängen seiner geschichtlichen Entwicklung, war — nadjdem er in den vielen Grenzenfeldern der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts als unbedeutende Ansiedlung um ein politisches Jagdschloss vollständig vom Erboden verschlungen gewesen — erst von Konrad dem Askanier wieder oben eingelassen worden. Um die markgräfliche Burg — die Vogtei — scharten sich die bescheidenen Haushungen der deutschen Ansiedler. Aber das junge Gemeinschaften hatte innerhalb der südlichen Feldsteinmauern in kurzer Zeit schon so frühen Aufstieg genommen, daß ihm bereits Stadtrechte mit Münzen und Märkten gegeben worden waren. Und das Wahrzeichen der Stadt und der Stolz ihrer Bürger war damals schon der hohe, fünfzig Turm der St. Marienkirche, in die sich am jenen 17. September die Markgrafen bald nach ihrem Einzug in die Stadt begaben, um den Segen Gottes zu erbitten für die zu leistende Arbeit — für den auf den Nachmittag anberaumten Landtag.

Auf diesem gab es denn auch vieles zu ordnen und einzurichten. Über die Anordnungen und Maßnahmen der Markgrafen waren weise und vorausschauend, befreit ausstehlichlich die Wohltat des Landes und seines Bevölkerung und darüber davor den ungestiegenen Besatz. Als aber die Hauptwirklichkeit vorstand, wandte sie Konrad noch an einen Mönch, der auf seinen Ruf hin aus dem Kloster Görlitz in Pommern herbeigeeilt war, und überreichte diesem eine pergamentene Urkunde, in der verbrieft und gefestigt zu lesen war:

daß der Markgraf dem Kloster Görlitz ein weites Gebiet zwischen Wörlitzberg und Arnswalde zwecks Errichtung eines Tochterklosters schenke.

Es handelt sich um 300 Morgen Auerland, 200 weitere Morgen als Weibeland, Seen und Fließe zur Fischerei, und Wälder und Simplxe zur Urbarmachung.

Danach hatte das Kloster das reiche Landbesitz angenommen und sich selbstständlich auch um Bau eines Ordenshauses im Dienste deutscher Kolonisation verpflichtet. Ein oder zwei Jahre später wurde mit der Errichtung der vorstehend namentlich Gebürgte begonnen, und am 1. Mai 1293 hielt der Vater von Mutterkloster entzückt volle Mönchsfeier in die neu eingerichtete Arbeitsstätte Marienwalde der Garde gekommen.

Sohne Böhmen und mit vorbildlichem Fleiß gehen die Mönche an die Arbeit. Ein Gebäude nach dem andern wird aufgeführt, um Raum zu schaffen für Menschen und Vieh und die Ernte; die Wüste ringsum wandelt sich allmählich in fruchtbaren Kulturboden. Wo einst Sumpf und Urwald waren, breiten sich Saatfelder und grüne Weiden, die Seen und Fließe werden wildgeregt genutzt. Wege werden gebaut, Mühlen und Schleudern werden wachsen aus der Erde, ein Klosterhof nach dem andern erscheint in der Weite ringsum. Und all diesen Reichtum schaffen die frommen Brüder mit ihrer eigenen Hände Arbeit. Segensreich wird sich dieses unermüdliche Werken aber nicht nur für das Kloster aus, sondern für das ganze Land — für die Kultur im allgemeinen und für die einzelnen Bewohner in den Städten und Dörfern im besonderen. So ist es diesen

Klosterinsassen z. B. zu danken, daß die Arbeiter ein Alabergsbriefe wurde, wodurch auch das freien Mannes: daß vor allem auch die Landarbeit und damit der Bauer nicht mehr getrieben werden.

Aber die mannigfachen Nöte der Zeit haben auch immer wieder gar vernachlässigt an die Börsen des Klosters Marienwalde geklopf, denn gerade es war wegen seines offenen Lages an der Grenze von Pommern, Bolen und der Neumark in den häufigen Grenzschäden fast immer im Brennpunkt der Kämpfe. Democh konnte während der ersten vier Jahrzehnte seines Bestehens seine glänzende Ausbildungsentwicklung durch kleinere Überfälle nicht gehemmt werden. Erst das Jahr 1322 wurde ihm — wie auch dem ganzen Landkrich — zum Beschlagspunkt. Polnische und litauische Horden fielen in das Land des Markgrafen Ludwig von Bayern (die Askanier waren ausgeforscht) ein und mitwiesen mit Mord und Brand wie die wildesten Tiere. Bis zur Ober wurden die offenen Dörfer des Erbdoms gleichgemäßt, und nur die mauerbewehrten Städte entgingen mit knapper Not einem gleichen Schicksal. Noch nach Jahren waren die Verwüstungen auf Schritt und Tritt zu sehen, und allein in Kreise Arnswalde standen sich noch einige 30 Dörfer nüß in der Feldmark. Auch Marienwalde war völlig ausgeraubt und niedergebrannt worden, und nur die umfassende Höhe des Markgrafen konnte die verzagten Wölfe zum weiteren Plündern und Wiederaufbau bestimmen. Kaum aber hatte sich die Lage des Klosters wieder etwas gesetzert, als es 1347 — von räuberischen Banditen in Brand gestellt — abermals in Flammen aufging.... Und zum dritten Male wurde es aufgebaut. Die Arbeit trug wieder Frucht und in einem Zeitraum von über 80 Jahren, die ohne gemeinsame Wurzeln ins Land gingen, lehrte allmählich auch der alte Wohlstand zurück. Dann aber brauste die Sturmflut der Hussiten von Böhmen herein und überschwemmte das Land mit mordenden und lösengenden Horden, die der religiöse Fanatismus von dort zu dort und von Stadt zu Stadt hegte. Im Jahre 1423 glich auch die Neumark einem einzigen weißen Feuermeer. Bald nach dem Fall der festen Burg Bantow fiel auch Friedberg, aus dem die Ordensritter, denen damals die Neumark verpflichtet war, feige geflossen waren, den Widerstand in die Hände. Kaum ein Stein blieb in der Stadt auf dem andern. Und nachdem auch Königsberg durch schändlichen Verrat in die Gewalt der Worbrenner geraten war, konnte sich deren Verbrennungsgang ungehemmt auf das Land ausbreiten. Lang ausgedehnt, wo mit den Dörfern auch der Ort Marienwalde der Garde gekommen. Selbst vor Königsberg hatten die Böhmen lange Zeit gelegen, doch waren sie nicht einzufangen. Und während aus Goldin die Einwohner geflossen waren, und die Stadt preisgegeben hatten, galt es auch Königsberg, hier unter der Führung des tapferen Ordensritters Heinrich Neuß von Blaau zu behaupten und die Feinde erfolgreich abzuwehren. Vor Konitz endlich konnte die Macht der Hussiten gebrochen und ihnen der gesuchte Lohn ausgezahlt werden....

Nur langsam vermögte sich die Neumark von den ihr zugefügten unermeßlichen Schäden zu erholen. Ganz allmählich erstarb aber das Leben doch wieder, auch in dem schwer heimgesuchten Kloster Marienwalde. Noch einmal reiste es einer glücklichen Zeit entgegen; noch einmal wurde es reich und mächtig, spendete es den Segen seiner Arbeit weit hin, dem mittlerweile hatten die Hohenzollern die Regierungssäule ergriffen. Mit starker Hand zwangen sie die Landgräflichen im Innern und die Feinde bei den Grenzen nieder, einzig und allein bedacht auf die Wohlfahrt ihres Landes und ihrer Untertanen. Marienwalde wuchs mit bis zur Vollreife und verging dann allmählich, nachdem es reichlich Frucht getragen hatte in und für die Neumark.

Mittelalterliche Wundarznei-funde in der Mark

Drausel und Schalatane
als Heilpraktiker

Im Mittelalter war es mit den Heilfunden in unserer brandenburgischen Heimat noch äußerst schlecht bestellt. Und sie sich doch meistens in den Händen höchst unwilliger Leute. Allerdings gab es auch damals schon wissenschaftlich gebildete und tüchtige Heilpraktiker, die diese und die größeren Brüder wegen nur in vorscreuen Städten. Der Mönch war das Kurieren untergeschoss, weil er einmal zu viel Zeit damit verbracht, zum anderen, weil man ihm etwa große Vermehrung durch den Verkehr mit den Kranken und deren Angehörigen befürchtete. In den kleinen Dörfern und auf dem platten Lande hieß daher die Ausübung der Heilkunst nur "Schalatanen und zweifelhaften Elementen überlassen, die unter der Flagge eines „Wundarztes“ im Lande umherzogen; als „schäfische Heilpraktiker“ galten früher die Barbaren.

Während ein Teil der Heilpraktiker alle Wunden und Geschwüre ohne Rücksicht durch Breitumhölzer und Kneifer stachen, andere die Heilung durch Waschungen mit Wein herbeizuführen, wußt' andere wandten zur Beobachtung des Nebel die verschiedenen Blasen und Salben an oder verordneten gegen alle möglichen Krankheiten als Medikamente frische Rohblätter, Böllen und Wundkränze unbedenkelbarer Ursprungs. Und schließlich trieb noch eine weitere Sorte von „Arzten“ ihr Unwesen, die sich einzig und allein auf geheimnisvolle Zauberformeln oder auf das „Beschwören“ verließen; diese unfehlige Art war namentlich bei allen Frauen in letztem Gebrauch.

Eine besondere Rolle spielten Seinerzeit in den kleinen Städten die fahrenden Chirurgen, die überall gerne geladen wurden. Diese märchenhaften Schalatane hatten stets großen Zuhörern und Selbstüberzeugung aus, es entstehen zu können. Ihre Unwissenheit befand' sich ein auf einem Markt aufgestellten, mit Teppichen behangten Holzräum'. Auf einem großen Tisch waren die Salben, Bläster, Kräuter, Umschläge usw. sowie Amulette, Ringe, Rückenmittel und ähnlicher Holzputz ins Schau gestellt; auf einem anderen Tisch lagerten die chirurgischen Instrumente — Sägen, Meißel, Messer, Scheren, Rangen usw. — ausgereiht. Operationsstühle der verschiedenen Art standen einlaufen bereit, die Patienten aufzunehmen. Ernst und gravitätisch umherdrückend und mit langem Talar bekleidet, wartete der „Arzt“ auf seine Opfer. Ein Stagmader, der aus Münzintendenz lebte, ließ nicht mit jungen, schönen Anwärtern. Dieser leinte nicht nur durch ein möglichst und unmöglichst Mittel und Farben die Aufmerksamkeit eines verschlissenen Publikums auf seinen Herrn und Meister, sondern ließ auch wortreiche Anspielungen in bezug auf dessen Kunst vom Stapel. Ein solches „Unreissen“ war selten vergeblich. Gab es vielleicht auch nicht immer etwas zu schneiden, so kletterte doch jemand auf das Gerüst, um sich einen Zahn ziehen zu lassen. Der „Clown“ brachte ihn dann unter vielen Zeremonien und Späßen in die „Operationsstellung“ auf den Stuhl, überlegte sich seinen Meister, stellte sich dann seitwärts und machte dort Posen über Posen, an denen sich das Publikum ebenso ergoßte wie an den Gründen des Batterns.

Es wäre irris, zu glauben, daß nur „kleine Leute“ diese bei solchen fahrenden Wunderdoktoren gefüttert hätten. Nein, in kleinen Städten gehörten auch die Wohlhabendsten zu ihren Kunden, und selbst Damen fanden vor ein paar hundert Jahren nichts Unschickliches darin, sich auf offenen Märkten und vor den Augen vieler Zuschauer kleinen chirurgischen Operationen zu unterwerfen....

Andere Seiten, andere Sitten!

Märkische Mühlenlügen

Um eine ganze Reihe märkischer Mühlen rant sich die Sage und weiß von ihrer Entstehung gar falsche Dinge zu berichten. Die erste Wasserfähre der Mark zum Beispiel liegt bei Klein-Ostendorf, bei Postlow, gesunden, aber kein anderer als der Teufel selbst hat sie erbaut. Das Ding ging so zu, daß dem Teufel dort lebte ein alter Mann, der meist dort stand und die Bewohner des Umgegenden. Da er aber sehr rot litt, verachtete er etwas besonders zu erkennen, was ihm aber nicht gelang. Da kam der Teufel zu ihm und bot ihm an, ihn raus zu machen, wenn er seine Seele hingebe. Der Mann weigerte sich, auch ein zweites Mal noch, beim dritten Mal kam ihm der Teufel bei der Hand, führte ihn auf den Berg bei Ostendorf und warf drei Rabenfedern in die Luft. Da gab es einen durchbohrten Sturm, der Havel trat über ihre Ufer und als sich alles beruhigt hatte, floß ein Bach vom Grebenbries in die Havel. Daran erbaute der Teufel ein Wasserrad und feierte imselben einen Gottesdienst. Der Müller wurde dabei als die Pein kam, die nahm und seine neue Hölle himmel. Seine Frau lebte noch lange, zuletzt aber kam ein neuer Müller, der vertrieb sie. Unlängst aber kam sie und sprach den neuen Müller und auch später sprach sie noch um die Mühle her, bis diese zerfallen war.

Auch einen zaubernden Müller hat es einmal gegeben, der spielt den Mäuerlinnen, deren Männer über Land waren, gern alsterlei Streiche. So feix er einst in der Mühle in Gömnitz ein und bat um Speis und Trank. Die Mäuerlinnen aber war gerade beim Waschen und schwiegen ihr fort. Da hat er böse gelacht und ist auch gegangen. Sogleich hat er es ein furchtbare Gepolter gegeben und plötzlich stand die Mühle still, der große Mühlstein aber drehte sich mit furchtbarem Geräusch auf den Bettpfosten. Die Mäuerlinnen habe und sollte noch nach und gab ihm Bezeugung, soweit er nur wollte. Allzgleich ist der Stein wieder heruntergekommen.

Eine ganz verhegte Mühle war die an der Blane, unten Treuenbrietzen. Die hatte viele Landhäuser, denn sie maßte sehr gut. Nur immer um Mitternacht mußte ein Wassergang frei sein. Da ist der Teufel gekommen und bat mit durchbaren Gepolter sein Teufelsfutter gemahlen und die Mühle war in der ganzen Gegend verrufen. Aber da sie so gut arbeitete, haben die Leute ihr Getreide immer wieder dahin gebracht.

In der Mark gibt es gar eine Mühle, die nur nachts arbeitet. Sie steht im Wald, die hört lange geschaut ist. Der landl. Mannstaus ist ein Bauer von den Schwedens im 30jährigen Kriege gestorben. Der Müller und seine ganze Familie wurden getötet, unter den Trümmern der Mühle aber fanden die Bauern viele Säcke mit guter Getreide, das ihnen sehr willkommen war, da sie durch die Schweden ganz ausgewüstert waren. So lobten sie den toten Müller sehr. Der aber wollte sich erkenntlich zeigen und darum prophezeite er den Bauern in Mautlow im Obernacht das Getreide für den kommenden Sommer. Da kommt er denn an die Stelle, wo seine Mühle einst gestanden und dann beginnt es zu klappern und zu rauschen, ganz wie in alien Betten. Ze hörte es nicht mehr und so ist der Friede wieder. Er geht die Stufen hinunter und sagt seiner Frau, sie müßt man sich sehr bewegen für das nächste Jahr, dann sieht es böse aus um die Ernte. Alle Bauern von Mautlow aber haben sich seit alten Zeiten nach dem Geistermüller gerichtet.

Die Untermauer bei Birkenseeher hieß man früher Koldomüller und schon daraus kann man erssehen, daß es dort früher nicht ganz geheuer gewesen sein muss. Da erschien eine schwärzegelbte Frau auf einer Brücke und blieb händeringend zu der Mühle hin-

über. Das ist eine frühere Mäuerlin, die wurde wahrscheinlich, als ihre kleine Tochter starb und sie fürzte sich in den Mühlensteig. In der Nacht aber, in der das Kind gefordert, erscheint sie als ein ruheloser, wohlflegender Geist. Auch ein kostloser Geist war sie einmal bei der Mühle gesessen, aber niemand sah sie, von der er wollte. Vielesicht hatte er nicht genug dem großen Schlag laufen wollen, den man in der Schwedenzeit in einer riesigen Eiseñ tiefs in der Mühle vergoss. Nun aber hat man ihn schon lange nicht mehr gesehen. Das Wasser aus dieser Mühle, war immer besonders klar und frisch und darum kamen die Menschen oft weiter, um es sich zu holen. Noch manch andere Mühle in der Mark ist von Sagen und Überlieferungen umspunnen und manch gespenstischer Müller gegeistert und seine frühere Mühle zur Mittwochnachtstunde umher.

Das Marterholz

Von A. O. Nath

Bor langer, langer Zeit häufte in der Umgegend von Schwinn ein Räuber. Immer wieder verließ er die Bewohner in Angst und Schrecken und hielt sie durch seine immer gräßcher werdenden Unfaten Jahre hindurch in Aufregung. Man hatte ihn schon einmal festgenommen, aber durch eine List war er entwisch.

Zeigt aber hatte man ihn endgültig fest. Er wurde jedoch nicht auf dem Galgen hingerichtet, wie man erwartet hatte, sondern nur aufgehangt. Die Räubertat befand sich damals oben auf dem bewaldeten Galgenberg, der heut' mehr Galgenberg heißt, genannt wird. Anfang des starken Windes, der an dem Tage gerade wehte, brach aber der Galgen, der im Laufe der Zeit durch die Witterungseinflüsse morisch und faul geworden war, kurz vor der Hinrichtung des Räubers zusammen. Da nun das Aufstauen eines neuen Galgens zu lange gedauert hätte und der Räuber so schnell wie nur irgend möglich ins Jenseits befördert werden sollte, wurde er einfach an einer trocknen Liefer aufgehängt, die nicht weit vom Galgen entfernt stand. Eigentümlichkeit war der Leichnam, der sonst zur Abschreckung immer hängen blieb, bald verblunden. Wahrscheinlich hatte ihn ein früherer Kumpel des Räubers heimlich vom Baum abgenommen und irgendwo in der Erde vergraben.

Nicht lange darauf mochte sich ein alter Mann und seine Tochter aus mit trockenem Holz vom Galgenberg aus mit trübem Gesicht gesundeten. Sie freute er sich, als er endlich in der Nähe des Galgens die trudene Kiefer erfaßte. Kurz entflossen hatte er sie um und nahm sie mit nach Hause. Hier zerstieß und verbaute er das Holz und legte es Kleingeschulden sorgfältig unter den Kamin.

Der Alte war von der Arbeit sehr müd und ging bald schlafen. In der Nacht kurz nach 12 Uhr wurde er aber von einem lauten Klumpen geweckt, das anscheinend vom Kamin ausging. Als er Licht anmachte, war alles still. Kaum hatte er es aber wieder ausgelöscht, als daß das Rumpeln wieder von neuem begann und gar noch stärker wurde, als zuvor. Und wieder machte er Licht. Diesmal konnte er jedoch noch sehen, daß sich das Holz unter dem Kamin bewegte. Nun ließ der Mann, dem es doch etwas unheimlich zu Mute war, die Nacht hindurch nicht brennen, und siehe da, das Poltern wiederholte sich nicht mehr. Trocken mögte der Alte das Holz, mit dem es nicht ganz richtig zuging, nicht mehr länger im Hause behalten. Er lud es daher am anderen Morgen auf einen Bleiwagen und fuhr es wieder zum Galgenberg zurück, wo er es in die Teufelsteine warf.

Seitdem hat es auch in dem Kamin nicht mehr geplätszt. Erst später erfuhr der Mann, daß gerade an diesen Baume der Räuber aufgeknüpft worden war.

Stennewitz

Dorf und Rittergut

Nichtig brachte der "General-Anzeiger" die Notiz, daß das Rittergut Stennewitz sich seit hundert Jahren im Besitz der Familie Treidel befindet. Aus diesem Anlaß durfte ein junger geschäftiger Rüdiger auf Dorf- und Gut willkommen sein.

Der Name Stennewitz weist weit zurück; er ist slawischen Ursprungs. Ob die Deutung, die ihm der Stadtkirche gibt (Stenemica), gleich „Ort, wo junge Jagdbuden aufzugehen verboten“ also etwa „Hundshagen“, richtig ist, bleibt ungelöst.

Die Urkunde über die Gründung des Klosters Himmelstadt aus dem Jahre 1300 erwähnt unter den Dörfern, die zum Kloster gehörten, auch Stennewitz. Sirenenwitz, jedoch steht es, wenn überhaupt, nur kurze Zeit dem Kloster gehört zu haben. 1357 im Landbuch der Neumark heißt es: „Sternewitz habe in Dornstedt pro servitio 8 (Ostern).“ Die Namen sind verlaufen worden; es muß heißen: Dornstedt hat in Stennewitz für den Lehnsherrn (den er dem Markgrafen zu Lehen huldigt war) 8 Hufen Landes verliehen erhalten. Die Dornstedt hatten auch im benachbarten Liebenow 4 Hufen. Anderen können werden 1337 noch die Biedinghe (richtiger wohl Winnings) als in Stennewitz bezeugt erwähnt. Zwei Mühlen in Stennewitz waren damals als Dotation an zwei Alteare in Landsberg gegeben.

Später waren Jahrhundertlang die v. d. Marwitz in Stennewitz ansässig. Sie werden u. a. erwähnt 1548 Ostern, 1571 Adams, 1608 Joachim v. d. Marwitz auf Stennewitz. Letzterer, der in Stennewitz wohnte, hatte auch einen Teil von Genuin und von Porehne in Besitz. 1718 war das Dorf in der Hand des Kapitäns a. D. Karl Friedrich v. d. Marwitz. Zum Güte gehörten damals 12 Rittergüter, 24 angemessene Lehen und 6 ebenfalls angemessene Lehen. So war im Laufe des Jahrhunderts durch das „Annehmen“ wohl gewordener Bauern und Rittergütern, mehrheitlich auch durch steif geklöppeltes „Bauerulegen“ der Ritterbesitz gewaltig an Umfang gewachsen. Werden 1688 noch außer den Schülzen acht Bauern erwähnt, jeder mit drei Hufen, so sind es 1718 nur noch sechs. Infolge des 30-jährigen Krieges waren noch 1688 ein Viertel der bärhäuschen Hüfen mit „Tanger“ bewohnt. Außer den erwähnten Bauern gab es 1718 noch 7 Rittergüter in Stennewitz, mit je einer Hufe, gegenüber acht im Jahre 1658. Als bärhäusliche Namen kommen damals (1718) vor: Andres, Rane, Bander, Fleischer, Wicard, Dittmer. Es eine Hälfte behalten der Schmid und der Hirt. Eine Ritterei, die nach dem 30-jährigen Kriege eine Hufe besaß, hat sie bis 1718 verloren. Ein Krug war zu jener Zeit nicht vorhanden.

1850 wird die Gesamtfläche des Gutes mit 5159 Morgen einschließlich der „Hütte“ und das Vorwerk Sophienau mit 1025 Morgen angegeben, darunter 2100 Morgen Wirtschaft.

Etwas muß noch werden, daß nach dem Regierungsalter Bauer, der Stennewitz in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besaß, im Warthekreis die Kolonie Bayersdorf den Namen trug; die dort ansiedelten Kolonisten mührten auf dem eine halbe Meile entfernten, oben bereits erwähnten Vorwerk Sophienau arbeiten.

A. Hänseler.

Bor über 200 Jahren:

Schärfes Haustverbot für die Juden!

KG. Unter dem 2. Dezember 1727 erlich Friederich Wilhelm I. ein sehr bemerkenswertes Edikt, dessen Inhalt in unserer Zeit wieder starkem Interesse begegneten darf. Es lautete:

Seine Königliche Majestät in Preußen usw. haben höchst missfällig verurtheilt, welche gestalt den wegen des Häuslers,

vielfältig veröffentlichten und verbreiteten Gedächtnis insbesondere von den Juden noch immer zu widerhandeln werde, und daß sowohl einheimische als fremde Juden und Judentum die Dörfer durchstreifen und darin zu hausieren nach wie vor sich unterstellen. Damit nur des Königs Intention erreicht und seine und der schaffens Kaufmannschaft Interessen nicht länger mehr gefährdet werden durch solches verbote hausieren, ordnen Se. Kgl. Majestät an und befehlen kraft dieses:

1. Das auf den Messen und Jahrmarkten lebende Judentum, sie gehörn Schuh- oder anderen Juden zu, ferner bei Berlin der Waren festhalten sollen.

2. Auf den Dörfern dergleichen Jungen nicht mehr geduldet, sondern solud sie oder die Schuhjuden selbst beim Haustieren betroffen werden, von denen von Adel, Beamten oder Schulz angehalten und nebst ihren Diensten bestraft werden, nach der Rechtsordnung bestimmt gehabt, nach der Rechtsordnung bestimmt gehabt, welche dann, nachdem sie überführt befreit, der Bestrafung halber entweder Gefangenarbeit oder sonst das nötige verhafeln wird. Damit auch dergleichen Haustiere desto eher und auf schäfer Tot betroffen und angezeigt werden mögen, so soll dem Anseiger die Hälfte der Ware, die der gestellte Jude bei sich hat, verfallen sein.

3. Die Schuhjuden, denen dergleichen Jungen oder Leute angehalten und welche sie entweder auf Wegen und Jahrmarkten festhalten oder in Städten und Dörfern zum Haustieren ausführen, sollen sofort ihres Privilegs verlustig nehmen. Die fremden Jungen aber, so dergleichen Leute festhalten lassen oder ausführen, sollen mit einer anstecklichen Geld- oder ebenfalls mit einer Leibstrafe belegt werden.

4. Würde aber jemand von Adel oder einer andere auf dem Lande wohnende Gerichtsgerigkeit oder einem Waren benötigen und verlangen, daß sie ihm von einem Schuhjude angebracht werden möge, so soll der Schuhjude das bestmöglich erhaltene Schreiberei der Altselbstfalle vorlegen, die mitzugehenden Waren verhelfen lassen, einen Pfarrer darüber nehmen und ihm sodann seine Schwierigkeiten gemacht werden, indem solches eigentlich kein Haustier zu nennen ist. Solld sich aber jemand unter diesen unter diesem Mantel zu dämmern oder auf dem Hin- oder Rückweg in anderen Dörfern, wohin er nicht gerufen ist, zu haustieren, so soll er seines Schuhjedens verhaftet sein.

Se. Kgl. Majestät befehlt nunmehr den Komtänen, Magdeburgischen und Bonnwerth's Kriegs- und Domänenkammern, Land- und Steuerräten, Magistraten und Altselbstfalle in den Städten und Gemeinschaftsvereinen auf dem Lande, auch Land- und Polizeikreisen, dieses Edikt nicht nur überall gehörig bekannt zu machen, sondern auch mit Rücksicht darüber zu machen und die dawider Verstoßenden zur gehörenden Strafe zu ziehen.

Gegeben zu Berlin, den 2. Dezember 1727.
Friedrich Wilhelm.

Der Große Kurfürst als Kanalbauer

Die Weit des Friedrich-Wilhelm-Kanals

Der Große Kurfürst war einer der Monarchen, die sich vom ersten Tage ihrer Regierung an auf die Erhaltung und stetiger gezeitiger Erweiterung der Landesgrenzen und des Reichsgebietes konzentrierten. Er verfügte, daß die Schlesier und die übrigen Nachbarn die unerreichbaren Aufgaben an und forderte sie unerreichbar zu Ende, ohne daß Entferne darüber aus dem Auge zu verlieren. Er läuberte nicht nur die Mark Brandenburg von den Feinden, entzog das Herzogtum Pommeren den Schweden, versiegte aus Magdeburg und Halberstadt die Sachsen und die Holländer aus Westfalen, sondern er bereite auch das Herzogtum Preußen von der

drückenden Lehnherrschaft des übermächtigen Polenländigs und widmete seine erste Tätigkeit vornehmlich diesem Herzogtum. Staatsklugheit, Besonnenheit und Selbstbeherrschung waren sein hervorragendstes Tugenden, bei der Jugend des Kurfürsten die größte Bewunderung verdienten.

Als Friedrich Wilhelm 1642 zuerst Verbinde, traf er sofort Börde zur Errichtung neuer Regimenter und wandte seine Klämerfamkeit auch dem Landbau, dem Handel und der Gewerbetätigkeit zu, obwohl die Mark verwüstet und die Landesfeste leer waren.

Wald stand in seinem Kopfe auch der Plan seit, zum Zwecke einer besseren Verbindung einen Kanal zwischen Spree und Oder herstellen zu lassen. 1662 wurde der erste Spatenstich an diesem für damalige Zeiten großartig Unternehmen getan, und sechs Jahre lang waren viele hundert Arbeitskräfte damit beschäftigt, es zu einem guten Ende zu führen.

Über die Einweihungsfeierlichkeit schreibt ein alter Chronist u. a. folgendes: 1668 war endlich das große Werk vollendet, Friedrich-Wilhelm oder Märtenscher Kanal war fertiggestellt. Der Kurfürst hatte Begehr gezeigt, die Spree zu einem Fließ zu machen, das durch die Stadt fließen sollte, nach seiner eigenen Meinung wurden in dem neu ummauerten Betrie des Kanals Zölle erzielt und mit Laubgewinden und Floggen verziert, lange Tafeln gebaut und alles zu einer großen Gesellschaft hergerichtet. Der Kurfürst kam mit seiner Gemahlin und Hunderten von Gästen zur feierlichen Zeit selbst. Alle nahmen Platz und ein reichliches Mahl wurde aufgetragen, dessen Genuss sich die Teilnehmer in heiterer Laune hingaben, die Musik spielte die fröhlichsten Weisen und eine feierlich gekleidete Zuschauerme umgab den Festplatz.

Dann ergriß der Kurfürst den silbernen, mit edlem Rebenfeste gefüllten Rosal und feierte ihn auf das Gedächtnis des Unternehmens, auf den neuen Friedrich-Wilhelm-Kanal, auf alle, die an ihm gearbeitet hatten, auf das Volk seines treuen Volkes. Dann hob er die Tafel auf. Alle traten an das Ufer, das Kanalbett wurde von allen Gästen verlassen. Ein Wind des Zürstens, Schmetterlinge erlangten die Komponen — die Arbeiter griffen zu den Spaten — die leichten Schranken fielen. Statt Komponen-Hall und Bechertang ein gewaltiges Brauen. Und die Stuten lärmten in das Welt. Oder und Spree waren miteinander verbunden.

Nach drei Tagen bereit fuhr ein Segelschiff von Breslau aus auf der vom Kurfürsten neugeschaffenen Wasserstraße nach dem Meer!

Nach Osten!

Welt ohwärts zielt der deutsche Scheit und unerreichbar verlangen.

Welt ohwärts ist der tappe Mitt der Vater schon gegangen.

Und wo im fernem Seenland viel schwere Schwerter rothen im nähen, tampfzermühten Sand, dort stehen.

Das Augen lebt der Ahnen Traum, Mit ihren harter Händen befähigt sie deutschen Brustraum vor fremden Blitzenbanden.

Und sollte sie auch dies Vermähl'n so wird sie dennoch immer giehn nach Osten, ja nach Osten ...

Josef Kleß.

Inhalt: Das alte Gesetz des Oberkreises. Von Dr. Zimmermann. — Von Münzenrade der Markt Brandenburg — Marienrade. Aus der Geschichte des neu-märkischen Klosters. — Mittelalterliche Bunderne. — Die Landkarte. — Von über 200 Jahren: Schärfes Haustverbot für die Juden. — Der Große Kurfürst als Kanalbauer. — Nach Osten. Von Josef Kleß.

Schriftleitung: P. Dahms.